

ZU VIELE KÖCHE

Vor einem Jahr kannte ihn noch keiner. Und keine. Oder nur die Insider. Und das wäre auch so weitergegangen. Bis zu seiner Pensionierung, wenn das Virus nicht über uns hereingebrochen wäre. Dann nutzte er die einmalige Bühne. Jetzt kennt ihn jeder. Den Daniel.

Springt im Anzug in die Aare. Seinen Hund kennen auch alle. Hat einen Job nach dem Job. Ist Berater. Und guter Rat ist bekanntermassen teuer. Redet immer noch im Konjunktiv. «Die Chance ist grösser, dass die Situation entgleist», wird er im Boulevard zitiert. Ist zwar kein Konjunktiv, lässt aber immer noch viel offen. Blickt ernst aus dem Fenster. Den Arm lässig aufgestützt. Auf dem Beifahrersitz – niemand sagt Mitläufer. Hat das Steuer abgegeben. An einen Vierbeiner. Ob das besser kommt? Die Maskendiskussion, ja oder nein oder vielleicht doch oder nur, wenn sie zur Verfügung stehen, konnte ihm damals nichts anhaben. Die schlechten Datenbasis und die noch schlechtere Kommunikation auch nicht.

Die Krise verzeiht vieles. Gerade sie zeigt aber, was eine Organisation in normalen Zeiten zu leisten imstande ist. Die Abnormalität fördert Schwächen ungefiltert zu Tage. Dann kommt die Zeit der Zombies. Der Totgeglaubten, aber Untoten: Die Medien, die vorher in den Katastrophen-Kanon einstimmen, nehmen ihre Aufgabe als vierte Instanz wahr. Fangen an zu bohren und zu graben. Fördern die Leichen und Totgeburten zu Tage. Und der Zauberlehrling weiss nicht, wie ihm geschieht: «Die ich rief, die Geister werd' ich nun nicht los!». Der Meister eilt in diesem Fall nicht zu Hilfe. Der ist mittlerweile pensioniert, betrachtet das Schlamassel aus der Distanz. Sein Meister wiederum, der ist nur ein paar Monate zu jung. Wird erst pensioniert, mutiert zur Schlagzeile. Und das im wahrsten Sinne des Wortes: Schlagen oder eben Neudeutsch: bashing. Er ist ein Corona-Verlierer. Wie viele. Nicht der Daniel, der will seine Memoiren zu Papier bringen. Der Moment ist optimal. Die Idee lag nahe. Und Berater scharten sich wahrscheinlich zuhauf um ihn, als er noch arbeitete. NB: Wäre

interessant zu erfahren, was das Amt für diese externen Leistungen ausgegeben hat. Trotzdem hat ein Krisenkommunikationskonzept offenbar nicht vorgelegen. Oder darin stand nicht geschrieben, dass nur gesicherte Informationen nach aussen gelangen. Diese Lücke wäre ebenso miserabel gewesen. Zuerst ein neunjähriges Mädchen, das an COVID starb. Später erst wurde bekannt, dass 100 Jahre ignoriert worden waren. Einen Fehler zu begehen, sagt man zurecht, geht in Ordnung und bringt einen weiter. Aber nichts daraus zu lernen und später einen 30-Jährigen-COVID-Toten zu kommunizieren, um ihn dann von anderer, kantonaler Stelle umgehend zu dementieren, ist einfach... kramen Sie bitte selber nach einem für Sie passenden Begriff. Dabei verstärkte der formelle Rahmen (Pressekonferenz) die Aussage zusätzlich, verlieh ihr mehr Gewicht. Schon 1964 formulierte McLuhan den Satz «The Medium is The Message». Dem Daniel hätten wir diese Falschaussage wohl noch nachgesehen. Seinem Nachfolger, wie heisst er doch gleich, weniger. Dabei war der Schaden schon vorher, vielleicht nicht fertig angerichtet, aber zumindest vorbereitet.

Die Krise entschuldigte viel, beinahe alles. Was im Umkehrschluss bedeutete, dass wir uns nicht mehr in einer ebensolchen befinden – wenn man sich so umschauf, dann könnte man diesen (falschen) Eindruck gewinnen. Die Krisenkommunikation, die zur Kommunikationskrise ausartete, wird verstärkt durch den leitenden Bundesangestellten a. D., Mister-Corona i. D. Mit seinen inoffiziellen Aussagen trägt er nicht zur Klarheit bei. Ob private Mandate die Perspektiven verändern?: «Wes Brot ich ess...». Krise heisst erst recht: eine Aussage, ein Kanal, eine Verantwortlichkeit. Denn zu viele Köche verderben den Brei.